

Menschliche Bruchstücke in Ciudad Juárez

Drogenentzugsanstalten als Orte des Horrors und der Hoffnung in der nordmexikanischen Grenzstadt

In den Drogenentzugsanstalten von Ciudad Juárez kommt es immer wieder zu Massakern an Insassen. Doch diese Orte des Horrors sind auch solche der Hoffnung. Und wo Letztere herrscht, ist Gott meist nicht weit.

Alex Gertschen, Ciudad Juárez

Ein Jahr lang hat Carlos* für die Línea gearbeitet. Die Organisation ist Teil des Juárez-Kartells, das in der gleichnamigen nordmexikanischen Grenzstadt im Drogenhandel mitmischte. Carlos war ein Rädchen einer «perfekt ausgetüftelten Maschinerie», wie er sagt. Zwei oder drei Mal pro Woche stellten sie ihm einen Wagen voll von Marihuana hin. Wenn Frau und Kinder unterwegs waren, brachte er die Ware nach Hause. Er verpackte sie in handliche Einheiten und brachte diese an den ausgemachten Ort zurück. «Ich habe nie jemanden von der Línea getroffen», sagt Carlos. Einzig Telefonnummern hätten sie voneinander gehabt. Dass das Kartell weder wusste, wie Carlos hiess, noch, wo er wohnte, sollte sich als Glück erweisen.

Den Mindestlohn mal sechzig

Die riskantesten Jobs im Geschäft sind jene des Schmugglers und des Profikillers. Doch mit der «ungeheuerlichen Angst», vom Feind enttarnt und auf die Todesliste gesetzt zu werden, lebte auch Carlos. Tag für Tag, Stunde für Stunde. Ein weiterer Grund für seinen Ausstieg war die Scham, die er gegenüber seiner Familie verspürte. «Ich konnte ihnen nicht sagen, woher das viele Geld kam», sagt er. «Sie hätten mich als Monster betrachtet und sich von mir abgewendet.» Gut 6000 Dollar verdiente er pro Monat, das Sechzigfache des Mindestlohns.

Ciudad Juárez liegt mitten in der Wüste. Die spärliche Vegetation gedeiht dank dem Grenzfluss Río Bravo. Carlos sitzt an einem Tisch im Innenhof einer Drogenentzugsanstalt. Ein paar Bäume spenden Schatten, andere Insassen vertreten sich die Beine und rauchen. Der 35-Jährige trägt eine Baseballmütze, ein T-Shirt, kurze Hosen und Sportschuhe. Er spricht gedämpft. Wie seine Familie wissen auch die Verantwortlichen der Anstalt nur von seinem Werdegang zum Süchtigen. Als Jugendlicher hatte er begonnen, Marihuana und Alkohol zu konsumieren. Später, während einer achtjährigen Haftstrafe, zu der er wegen eines Banküberfalls verurteilt worden war, wurde er von Heroin und Kokain abhängig. «Der Knast ist die grösste Drogenhöhle der Stadt», sagt er.

Vor zwei Monaten liess sich Carlos internieren. Nachdem er bereits geraume Zeit zuvor den Kontakt zum Kartell hat einschlafen lassen, will er nun von der Sucht loskommen. Rund 50 000 der etwas mehr als eine Million Bewohner von Ciudad Juárez sind drogenabhängig. Die Drogen, die nicht über den Fluss geschmuggelt werden können, werden hier verschleudert. Wie Carlos sind die meisten Süchtigen kriminell, sind die meisten Kriminellen süchtig. Diese unheilvolle Verquickung hat mehrere Entzugsanstalten in der Stadt in Tatorte des Schreckens verwandelt.

Hoffnung schafft Sicherheit

Seit August 2008 haben Killerkommandos mindestens sechs Massaker in solchen Anstalten verübt, letztmals am 16. Juni. Insgesamt 68 Insassen kamen dabei ums Leben. «Das Problem ist, dass bloss 25 bis 30 der 60 Zentren seriös sind», sagt Isabel Urzua, Leiterin der Tenda di Cristo. 42 Personen leben in diesem Heim. In ganz Ciudad Juárez sind rund 5000 auf Entzug – zumindest dem Schein nach. Diese vielen Anstalten sind von einer der drei kriminellen Banden gegründet worden, die die Strassen der Stadt kontrollieren: Los Mexicles, Asesinos Artistas («mordende Künstler») und Los Aztecas.

Die Anstalten dienen teilweise tatsächlich dem Entzug, sagt Urzua. Doch



Patienten in einem Heim für Drogensüchtige mit geistiger Behinderung in Ciudad Juárez.

ALEXANDRE MENEGHINI / AP

oft würden sie auch als Rückzugsorte und zur Rekrutierung von neuen Mitgliedern genutzt. Damit die Heime keinen Argwohn weckten, seien sie öffentlich. Es sei nicht einfach, ihren wahren Zweck herauszufinden, erklärt Urzua. Glaube eine Bande, die Entzugsanstalt einer Rivalin enttarnt zu haben, könne dies in einem Massaker enden.

«Immerhin haben die Angriffe gezeigt, dass ein Zentrum wie das unsrige kein gutes Versteck ist. Also werden wir auch eher in Ruhe gelassen», sagt Isaias Flores sarkastisch. Laut dem Direktor des Zentrums Ave Fénix bietet die korrekte Auswahl und Behandlung von Patienten die beste Gewähr für Sicherheit. «Wir versuchen herauszufinden, ob jemand wirklich aus den Drogen aussteigen will. Ist der Wille da, tun wir alles, um ihn zu unterstützen.» Nur wenn im Patienten die Hoffnung auf den Ausstieg gestärkt werde, könne er Distanz zur Vergangenheit und zum Leben auf der Strasse schaffen. Das sei für die Entzugskur notwendig und biete dem Zentrum einen gewissen Schutz.

«Cristo-terapia»

Weder die Tenda di Cristo noch das Ave Fénix sind bisher angegriffen worden. Doch Isabel Urzua und Isaias Flores geben zu, dass sie letztlich keine Gewissheit hätten, wem sie ihre Türen öffneten. Und genau deshalb bevorzugt Carlos, mit niemandem über seine Vergangenheit zu sprechen, ausser an diesem spätsommerlichen Nachmittag mit dem Besucher, dessen Herkunft von weit weg ihn unverdächtig macht. Für einmal kann er reden, überwiegt das Bedürfnis, die Einsamkeit zu durchbrechen, die Angst, sich durch unbedachte Worte in Gefahr zu bringen.

Am Tag seiner Haftentlassung vor fünf Jahren ging er schnurstracks zum nächsten Heroideal. Weil die Qualität viel besser war als im Gefängnis, verabreichte er sich eine Überdosis. Carlos wurde am Lenkrad seines Autos ohnmächtig und fuhr eine Frau an, die tödlich verletzt wurde. Ihre Familie sei christlich gewesen, habe ihm verziehen und auf eine Klage verzichtet – nur er selber habe sich bis heute nicht vergeben. In jener Zeit wurden auch seine Eltern «Cristianos». Als solche bezeichnen sich Mitglieder evangelikaler Glaubensgemeinschaften. Sie fluchten nicht mehr und hätten aus ihrer Nikotin- und Alkoholsucht gefunden, das habe ihn beeindruckt und ermutigt, sagt Carlos.

Gott als «Drogensatz», Drogen als Kompensation für spirituelle Öde: Für Isabel Urzua ist der Zusammenhang unbestritten. Ein Süchtiger empfinde eine grosse innere Leere. Deshalb sei er

empfindlich für religiöse Gedanken. Heilverfahren mit christlicher Ausrichtung heissen hier «Cristo-terapias». In der katholisch inspirierten Tenda di Cristo sei der Besuch des Gottesdienstes freiwillig, betont Urzua, und Isaias Flores vom Ave Fénix sagt, jeder Insasse solle an seinen Gott glauben. Die Hauptsache sei der Glaube an sich.

Der Stellenwert vorab der evangelikalen Glaubensrichtungen spiegelt sich darin, dass die Konvertierung zu einem Cristiano laut Carlos einer der wenigen von den Strassenbanden respektierten Gründe für den Ausstieg eines Mitglieds ist. Der Pastor Alfonso Murguía sagt, die Zahl evangelikaler Kirchen in der Stadt habe in den letzten fünf Jahren stark zugenommen und betrage mittlerweile rund 800. Er führt dies auf die Lebensumstände und auf eine Ernüch-



1000 Kilometer NZZ-INFOGRAFIK/cke

terung gegenüber dem Katholizismus zurück. Das leuchtet ein. Die katholische Kirche ist hierzulande nach wie vor eine mächtige Organisation, die auch im Diesseits mitredet – und dieses ist in Ciudad Juárez derart trostlos, dass es «irdische Mächte» wie Regierung, Polizei oder eben Kirche diskreditiert.

Paranoia und Depression

Seitdem im Herbst 2007 die Männer des Drogenbosses Joaquín «El Chapo» Guzmán anrückten, um dem hiesigen Kartell die für den Schmuggel strategisch wichtige Grenzstadt zu entreissen, breitet sich die Gewalt anscheinend unaufhaltsam aus. Der Konflikt ist so total und blutig, weil die Kartelle die Strassenbanden als billige Mördertruppen anheueren: Die rund 10 000 Aztecas sind die Lemminge, die sich für das Juárez-Kartell in den Abgrund stürzen, die knapp 6000 Mexicles und Asesinos Artistas geben sich für das Sinaloa-Kartell hin.

Im Jahr 2007 wurden in Ciudad Juárez 320 Leichen gezählt, ein Jahr später 1623 und 2009 deren 2754. In diesem Jahr sind bereits über 2000 Personen getötet worden. Die meisten Opfer sind in den Drogenkrieg verwickelt, entweder aufseiten der Kriminellen oder des Staates. Doch immer öfter scheint das Töten diese Logik zu verlassen. «Wir wissen nicht mehr, warum gemordet wird. Oft reicht ein Impuls», sagt Isaias Flores. Diese Undurchschaubarkeit hat laut der Psychologin Martha Margarita Pérez dazu geführt, dass die meisten Leute

Komplize unter Politikern

(afp) · Ein mexikanischer Radiosender hat nach eigenen Angaben einen hörbaren Beweis für die vermutete Kooperation zwischen Politikern und der Drogenmafia des Landes: Der Sender W-Radio veröffentlichte am Donnerstag ein Telefonat zwischen dem Oppositionspolitiker Julio Cesar Godoy und einem der grössten Drogenbosse, in dem sich die beiden Gesprächspartner gegenseitige Unterstützung zusichern. Laut dem Sender wurde das Telefonat wenige Wochen vor der Parlamentswahl im Juli 2009 geführt, bei der Godoy von der linksgerichteten PRD zum Abgeordneten für den westlichen Gliedstaat Michoacán gewählt wurde.

«Ich wünsche Ihnen den Sieg. Sie können mit einer sehr diskreten (...) absoluten Unterstützung rechnen», sagt in der Aufnahme ein Mann, bei dem es sich um Servando Gómez Martínez alias La Tuta handeln soll. Dieser ist einer der beiden Anführer der Bande «La Fami-

lia» und gehört zu Mexikos meistgesuchten Verbrechern. In der Aufnahme ist ausserdem zu hören, wie sich Godoy über einen Journalisten beklagt. Sein Gesprächspartner versicherte daraufhin, einer seiner «Jungs» werde sich darum kümmern. Der Sender betonte, das Telefonat sei Teil des Dossiers gegen Godoy, mit dem die Staatsanwaltschaft die Aufhebung seiner parlamentarischen Immunität beantragen wollte.

Auf einer Pressekonferenz sprach der Abgeordnete am Donnerstag von einer «politischen Kampagne» der Regierung gegen ihn und seinen Bruder, der Gouverneur von Michoacán ist. Die Echtheit des Gesprächs dementierte er nicht, wies aber darauf hin, dass das Telefonat von der Justiz ausgeschlossen wurde. Monatelang war Godoy auf der Flucht. Trotz eines Grossaufgebots der Polizei gelang es ihm aber im September, sich im Parlament vereidigen zu lassen und somit die Immunität zu erlangen.

paranoid geworden sind. «Sie können reale und fiktive Bedrohungen nicht mehr auseinanderhalten und glauben sich so dauernd in Gefahr», erklärt sie.

Die Flut der Gewalt hat auch jegliche Hemmung vor der Brutalität mit sich gerissen. Die Reporterin Luz del Carmen Sosa vom «Diario de Juárez» erzählt, Mitte August habe ein Killerkommando einen Dealer und seinen vier Monate alten Sohn ermordet. Zwei Wochen später sei eine Frau vor einem Kindergarten erschossen worden, als sie ihren fünfjährigen Sohn habe aussteigen lassen. «Der Kleine hat seine Mutter minutenlang stumm beobachtet, bevor die Polizei eingetroffen ist», sagt sie.

Gewalt und Einsamkeit

Nur zwei bis drei Prozent aller Delikte haben eine Bestrafung durch die Justiz zur Folge. Für die Täter ist dies Anreiz, weiter zu delinquieren. Für die Opfer führt dies dazu, dass das erlittene Trauma chronisch und damit krankhaft wird. Martha Margarita Pérez hat bei der grossen Mehrheit der lokalen Bevölkerung depressive Symptome ausgemacht. Fast alle fühlten sich hilflos, die meisten hoffnungslos, einige gar wertlos, weil Unrecht ungesühnt bleibe. Die Schicksale, die sich in den Entzugsanstalten von Ciudad Juárez finden, zeigen, dass diese Misere eine Vorgeschichte hat und nicht erst vor drei Jahren begonnen hat.

Vor 23 Jahren gebar Adela Morales eine Tochter. Ihr Mann verdächtigte die damals 17-Jährige der Untreue und schlug sie so oft, bis sie keine Zähne mehr hatte. Erst dachte sie, das sei normal. Nach drei Jahren verliess sie ihn doch. Weil sie wie ihre ganze Familie drogenabhängig war, wuchs ihre Tochter bei den Schwiegereltern auf. Als ihre Schwiegermutter starb, fiel auch Adelas Tochter in die Drogen. Vor zwei Jahren erhängte diese sich. «Ich habe sie kaum gekannt, und die Enkelin, die sie mir geschenkt hat, habe ich noch nie gesehen», erzählt Adela in der Küche der Tenda di Cristo. Sie ist seit einem Jahr hier und schlicht «glücklich». «Die Leute mögen mich», sagt sie, die sich bei der Prostitution oder durch eine schmutzige Spritze mit dem HIV infiziert hat. In ein paar Wochen erhalte sie womöglich gar neue Zähne. Sie strahlt übers ganze Gesicht.

Auch Felipe* hat die Gewalt erlebt, die in den Häusern und Strassen von Ciudad Juárez seit Menschengedenken herrscht. Sein Vater sei drogenabhängig gewesen und habe oft seine Mutter geschlagen, sagt der 24-Jährige. Er stürzte während des Studiums ab und lebte ein Jahr auf den Strassen seines Quartiers, das von den Aztecas beherrscht wird. «Sie fragten, ob ich mitmache. Aber ich lehnte ab. Ich wäre bloss Kanonenfutter gewesen», erzählt Felipe. Er ist seit drei Jahren im Ave Fénix und clean. Obwohl er nicht nur Gutes über seine Eltern erzählt, schläft er mittlerweile ein, zwei Mal pro Woche bei ihnen zu Hause.

In den Gefängnissen treiben die Banden ebenfalls ihr Unwesen. Während seiner Haft wurde Carlos gewaltsam gedrängt, sich einer Seite anzuschliessen. «Ich konnte mich nicht mehr in den Innenhof wagen», sagt er und kneift Lippen und Augen zusammen. Aber er habe widerstanden. Der Beitritt zu einer Bande sei ein Todesurteil, das darauf warte, vollstreckt zu werden. Wieso machen dann so viele mit? «Ich habe Glück gehabt. Meine Frau hat mir trotz all meinen Dummheiten die Treue gehalten. Die meisten haben niemanden, für den es sich zu leben lohnt.» Und Gott, der sie aus der Einsamkeit holen könnte, sei so edelmütig, dass er nur bei jenen eintrete, die ihn auch liessen.

Dicke und hohe Mauern umgeben das Heim, in dem Carlos endlich seinen Frieden finden will. Als wäre es ein befestigtes Kloster aus dem vermeintlich finsternen und unsicheren europäischen Mittelalter. In ihrem Schutze werden die Bruchstücke menschlicher Existenzen wieder zusammengesetzt, die draussen, in dieser lieblosen und lebensfeindlichen Stadt, so leicht kaputtgehen.

* Name geändert.